

Jürgen Werbick

Macht und Demut

| Das Zeugnis Dag Hammarskjölds

Die Versuchung der Macht

Es gibt keine typischen Standes- und Berufsspiritualitäten. Aber es gibt standes- und berufsspezifische Versuchungen, mit denen umzugehen Spiritualitäten prägt. Für Politiker ist das die Möglichkeit – gewiss auch die Notwendigkeit –, Macht zu gebrauchen. Wer über Macht verfügt, kann seinen Willen durchsetzen. Ist das ein *guter* Wille, der allen zugute geschehen soll? Oder nur *mein* Wille, der sich als Gemeinwille maskiert? Es ist diese Versuchung, die die Politik vergiften kann: in allem, was man plant und durchzusetzen versucht, den eigenen Ehrgeiz zu stillen, das Eigen-Interesse zu verfolgen; es also auch noch so durchzusetzen, dass man selbst groß dabei herauskommt und sich einen Namen macht. Die (neo-) liberale Lebensphilosophie sieht kein Problem darin. Die »unsichtbare Hand« des Marktes – einer allumfassenden Macht-Konkurrenz – sorgt dafür, dass es das Beste für alle ist, wenn alle in klugem Einsatz ihr Eigeninteresse verfolgen. Zur Konkurrenz unter Politikern, auch unter Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen aber gehört gerade dies: sich einen guten Namen zu machen. Die erbrachten Leistungen sollen markant mit dem eigenen Namen verbunden werden, damit man noch mehr Ansehen, noch mehr Zugang zu wichtigen Orten und Personen, noch mehr Macht einheimsen kann.

Mit Betroffenheit liest man da einen Satz, der von einem zu seiner Zeit – Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre – Mächtigen und Berühmten stammt; eine Eintragung in *Dag Hammarskjölds* geistliches Tagebuch (dt. Ausgabe: Zeichen am Weg, München 1967):

»Jedes Werk immer weniger an Deinen Namen gebunden,
jeder Schritt immer leichter auf der Erde« (S. 80).

Dag Hammarskjöld hatte einen Namen in der Weltöffentlichkeit. Als Generalsekretär der Vereinten Nationen von 1953 bis 1961 stand er häufig im Mittelpunkt des politischen Interesses: als ehrlicher Makler zwischen den Fronten, als Krisenmanager, als »politische Feuerwehr« an den verschiedenen Brandherden der Weltpolitik – das Amt des Generalsekretärs der UN war zu seiner Zeit noch nicht zu jener Bedeutungslosigkeit herabgesunken, zu der es durch die Schwäche der Nachfolger und die Kompromisslosigkeit der Großmächte bis in die Gegenwart

hinein verurteilt ist. Dennoch war Hammarskjölds Wirken – nach den üblichen Maßstäben – alles andere als erfolgreich. Er galt seinen Zeitgenossen eher als respektable, tragische Gestalt. Und sein bis heute ungeklärter Tod bei einem Flugzeugunglück am 17. September 1961 – als er versuchte, den Bürgerkrieg im gerade unabhängig gewordenen Kongo unter Kontrolle zu bringen – brach ein politisches Wirken ab, das den Großmächten immer weniger ins Konzept passte und von ihnen deshalb immer entschlossener um seine Wirkungen gebracht wurde.

Dass Dag Hammarskjöld ein tiefgläubiger lutherischer Christ war, der seine politische Mission – im Sinne des Evangeliums und insbesondere der Deutschen Mystik – als *Kreuzesnachfolge* verstand, das erfuhr man erst nach seinem Tod, mit der Veröffentlichung seines geistlichen Tagebuches. Die Strenge und Klarheit, die diese »Soliloquien« des zeitlebens einsam, aber niemals allein gebliebenen Politikers und Mystikers bestimmen, kann den Leser herausfordern, das eigene öffentliche Wirken auf eine harte Probe zu stellen – auf die Probe des Glaubens, der den Glaubenden nicht um des eigenen Namens, sondern um Gottes und der Liebe willen zu leben heißt.

Hammarskjöld ließ sich von der einfachen und bequemen Lösung des Machtproblems, die den eigenen Ehrgeiz unter der Hand als Triebkraft für das öffentliche Wohl adelt, nicht bestechen. Er kannte die Macht-Versuchung wie wenige andere; und er hat sie als die elementare Herausforderung seines Menschseins durchbetet. Wer sich seinen Texten aussetzt, wird darin der eigenen Macht-Versuchung begegnen – und der Neigung, sie möglichst »schön zu reden«. Dass ich in allem, was ich tue, *auch* mein eigenes Interesse im Blick habe, dagegen ist ernsthaft nichts einzuwenden. Aber wer wüsste nicht, wie schnell in den »guten Argumenten« und den »guten Absichten« die Profitgier die Oberhand gewinnt: die Erwartung, Bestätigung zu gewinnen, einen guten Namen, bewundert zu werden für das, was man kann – noch für die demütige Sachlichkeit, die sich so wohltuend von der aufgespreizten Eitelkeit der anderen unterscheidet.

»Dein geweiht«

Die Versuchung ist nicht zu überwinden. Aber sie kann ins Gebet genommen werden. Dann erschließt sich vielleicht zu allererst die simple Einsicht: Wenn Ehrgeiz und Eigeninteresse durchschlagen, bin ich nicht mehr frei, das zu finden, was die Situation erfordert, werde ich nicht hilfreich sein. Was ich für mich brauche, kann anderen nicht mehr wirklich helfen. Ist nicht auch diese Einsicht zu simpel? Sie ist zumindest der unerlässliche Gegen-Halt gegen die allgegenwärtige Neigung, dem Vorteilskalkül die Zügel zu lassen und sich das zu verheimlichen. Dag Hammarskjöld gebraucht sein Gebet und seine mystische Erfahrung als Gegen-Halt. Immer wieder formuliert – betet – er diesen Gegen-Satz:

»Dein geweiht«. Und dieser Satz spricht die urmystische Erfahrung aus, nur als Gottes »Instrument« – mit Seinem guten Willen verbunden – gut für die Welt sein zu können:

»Dein – denn dein Wille ist mein Geschick,
geweiht – denn mein Geschick ist, gebraucht zu werden
und verbraucht zu werden, nach deinem Willen« (S. 68)

Nach *Deinem* Willen verbraucht zu werden – nicht nach dem Willen einer Institution, eines Selbstbildes, die mich für sich verheizen. Dein Wille ist ein guter Wille. Er macht fruchtbar, was er von mir braucht, verbraucht. Die Weihe an diesen Willen hat einen »Preis« und einen »Lohn«: »von jenem Willen an eine Aufgabe gebunden zu sein, vor der nichts, was ich selbst hätte suchen können, von Wert ist« (S. 61). Kann ich darauf verzichten, meine Aufgabe selbst bestimmen und mein eigenes Ziel sein zu wollen, wenn ich *Sein* Ziel sein darf, wenn ich Frucht bringen und Frucht sein darf für Sein Ziel? »Alles im Jetzt, nichts für das Jetzt. Und nichts für eine Zukunft, die deines (eigenen) Namens und Willens ist« (S. 83). Alles im Jetzt: Ich kann da sein für das Jetzt, für das, was jetzt nötig ist und nicht fehlen darf. Alles andere – auch ich selbst – ist *Seine* Sache. Nichts für das Jetzt: nichts für meine Selbstbestätigung, dafür, dass, was von mir ausgeht, zu mir zurückkommt. Und Seiner Zukunft trauen.

Nicht auf der Erde lasten

Nichts für sich selbst zurückhaben zu wollen. Alles Seiner Zukunft anzuvertrauen: Was aus dem wird, was man begonnen hat; wer man ist und sein wird in den Augen der Anderen, wozu das alles gut sein kann. Das wäre Demut, die sich nicht klein macht, es aber auch nicht nötig hat, sich einen Namen zu machen, »der über allen Namen ist«. Ist es für mich wichtig, dass man mich nennt – bei all dem, was durch mich geschieht, vielleicht auch glückt? Will ich mir selbst nicht wieder begegnen, mich spiegeln im Lob und in der Anerkennung derer, die meinen Namen in Zusammenhang bringen mit einer ganz bestimmten Tat? Und was ist mir dann wichtiger: dass ein Werk gelang oder dass ich es war, durch den es gelang? Wer im Gelingen sich selbst sucht, der »lastet schwer« auf der Erde (S. 42). Er belastet die, denen sein Werk zugute kommen sollte. Er macht sie zum Spiegel und verweigert sich damit als die »Pforte« zum Geheimnis des Lebens, die er in der Nachfolge Jesu für sie sein könnte (vgl. ebd., 50). Er versperrt ihnen und sich selbst den Zugang zum Leben, weil er sich in ihrem Beifall spiegeln will. Wer hätte nicht schon etwas gespürt von dieser Last, von der Schwere der Schritte, mit denen der eigene Ehrgeiz zertritt, was in unserer kleinen oder großen Welt wachsen könnte?

Leichter werden die Schritte, wenn der Name hinter den Werken gleichgültig wird; wenn die Freude eher dem Gelungenen gilt als der Tatsache, dass ich oder du oder er oder sie es zuwege gebracht haben – jeder und jede weiß das. Aber wirkt sich dieses Wissen aus? Kann es sich auswirken, wenn Gott außer Betracht bleibt, der durch uns und gegen unseren Widerstand mit uns zuwege bringt, was wir uns so gerne selbst zuschreiben?

Der Stolz des Bechers

Hammar skjöld spricht diese Dimension der Glaubenserfahrung in einem faszinierenden – vielleicht auch gefährlichen – Bild aus:

»Der Stolz des Bechers ist sein Getränk, seine Demut das Dienen« (S. 55).

Ja, Stolz darf im Spiel sein: Stolz auf das, was ich weitergeben darf; Stolz darauf, wozu ich gebraucht werde, wozu Gott mich braucht: der »Stolz des Bechers«. Der Becher ist nichts für sich selbst. Er ist da für seinen Dienst: für den Trank, nach dem die Dürstenden verlangen. Es hat einen tiefen Sinn, dass Jesus im Abendmahlsbericht der drei ersten Evangelien sein Leben im Bild des Bechers zusammenfasst: Er hat gelebt als der Becher, der den Durst der Menschen mit sich selbst – mit seinem göttlichen Leben, seiner unausschöpfbaren göttlichen Lebendigkeit – stillen wollte. Er – er allein – ist Becher und Getränk zugleich: Gott in seiner lebendigmachenden Zuneigung wie die Geste, in der Gott sich zuneigt und »mit-teilt«. Und der Becher entlässt aus sich den Trank, der die Trinkenden schmecken lässt, was Gottes Herrschaft für sie ist und sein wird, der sie mit dem Geist als den Vorgeschmack der Gottesgemeinschaft erfüllt.

Aber für Hammar skjöld liegt es näher, sich selbst und seinen Dienst in diesem Bild des Bechers zu verstehen. Der Glaubende ist nicht selbst das Getränk; er darf die Geste und das Gefäß sein, aus dem Gottes Zuneigung – der wahrhaft erquickende Trank für die Dürstenden – hervorkommt. Das ist sein »Stolz« und seine Berufung. Auf die Schönheit oder auf die Mängel des Bechers kommt es nicht vorrangig an. Wohl aber darauf, dass er Becher ist, dass er sich dazu gebrauchen lässt, den Durst nach Gott und seiner nie versiegenden Lebendigkeit zu stillen; darauf, dass er sich immer wieder neu in diese Bestimmung fügt:

»Jeden Morgen soll die Schale unseres Lebens hingehalten werden, um aufzunehmen, zu tragen und zurückzugeben« (S. 80).

Nichts vor anderen für sich selbst sein wollen – geht das nicht zu weit, über das Menschenmögliche hinaus? Zerstört das nicht die gesunde menschliche Selbstachtung? Hammar skjöld sieht die umgekehrte Ab-

hängigkeit: Wer in seinem Werk sich selbst bestätigen und den anderen die eigene Vortrefflichkeit beweisen will, der verkennt seine wahre Auszeichnung: von Gott für eine Aufgabe gebraucht zu werden, die nur er erfüllen kann. Der Glaubende weiß:

»So wird nur einer geschaffen, und wenn er versagt, wird der Einsatz, welcher der seine hätte sein können, ewig fehlen« (S. 36).

Darin also liegt sein Selbstbewusstsein; ein Selbstbewusstsein, das gerade nicht von der Überlegenheit über andere lebt, sondern von dem Beitrag, den *Gott* gerade mir zudedacht und ermöglicht hat. Dieses Selbstbewusstsein ist gepaart mit der »Demut, die nie vergleicht« (S. 44), die ergreift, was gerade mir und vielleicht nur mir möglich ist. Liegt darin nicht der Sinn der Demut: auf den »großen Namen«, auf jedes »Vorsprungsdenken« zu verzichten; keine Rangfolgen aufzustellen, weil es keine höheren oder niedrigeren, sondern nur notwendige Dienste gibt, wenn *Gott* Menschen erwählt? Liegt darin nicht der Prüfstein, ob man gegen die Versuchung der Macht konsequent genug angeht? Dag Hammarskjölds Leben war ein beredtes Zeugnis für die Demut eines Mächtigen. Er hat sich von den Großmächten die politische Dreckarbeit zumuten lassen, mit der keine Lorbeeren zu ernten waren. Aber er hat diese Arbeit getan, wie sie tatsächlich kein anderer hätte tun können.

Dr. Jürgen Werbick ist Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.